

Regionalisierung

Mediale Konstruktion des Regionalen

Müller-Sachse, Karl Heinz 2001: Mediale Konstruktion des Regionalen und Regionalisierung als medienpolitisches Konzept, S. 15-29.

In: Klingler, Walter / Lersch, Edgar (Hrsg.): Regionalisierung im Rundfunk. Eine Bilanz der Entwicklung seit 1975. Konstanz: UVK 2001 (= Jahrbuch Medien und Geschichte. Bd. 2001).

Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung der UVK Verlagsgesellschaft.

Karl H. Müller-Sachse

Mediale Konstruktionen des Regionalen und Regionalisierung als medienpolitisches Konzept

Konjunkturen der Regionalisierungsdebatte

In der Geschichte des öffentlich-rechtlichen Rundfunks ist das Thema „Regionalisierung der Programme“ seit über 30 Jahren auf der Tagesordnung, ein Dauerprojekt, das allerdings wechselnde Konjunkturen durchlaufen hat. Es gab Phasen, in denen die Regionalisierung ein marginales Thema war (etwa zwischen 1985 und 1993) und Phasen, in denen „Regionalisierung“ zum Schlüsselbegriff der gesamten rundfunkpolitischen Debatte avancierte (etwa zwischen 1977 und 1982). Ein charakteristisches Merkmal des Projekts „Regionalisierung“ ist allerdings dessen föderalistische Ungleichzeitigkeit, denn es gab bisher nie ein gemeinsames senderübergreifendes Konzept der Regionalisierung für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk insgesamt, sondern jede einzelnen Landesrundfunkanstalt hat zu unterschiedlichen Zeitpunkten mit unterschiedlichen Konzepten und programmpraktischen Ansätzen mehr oder weniger umfangreich regionalisiert. Das bislang einzige, wirklich gemeinsam realisierte Projekt in diesem Zusammenhang war 1993 die „Entregionalisierung“ des Ersten Programms im Zuge der sogenannten „Synchronisation des Vorabends“.

Regionale Fensterprogramme im Hörfunk gab es beim SDR schon 1950, beim BR ab 1960 und bei den übrigen Sendern erst ab Mitte der sechziger Jahre. Zu einer umfassenderen, auch öffentlich geführten Regionalisierungsdebatte kam es aber erst zehn Jahre später, als es um die Regionalisierung des Fernsehens ging. Seit Mitte der siebziger Jahre wird die Regionalisierung der Fernsehprogramme zu einem großen Reformprojekt des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und das Thema „Regionalität“ zu einem zentralen Begriff der gesamten rundfunkpolitischen Auseinandersetzung, wobei sich der Prozess der intensivsten Diskussionen, der Forschung und der Planungen auf den Zeitraum zwischen 1977 und 1982/83 erstreckt. Unter dem Eindruck der hohen medienpolitischen und gesellschaftspolitischen Bedeutung, die der Regionalität in dieser Phase zugeschrieben wurde, stiegen nach und nach alle Sender in konkrete Projekte ein, entwickelten Versuchsprogramme, diskutierten unterschiedliche Regionalisierungskonzepte und ließen Begleitstudien und Publikumsanalysen zu den Regionalprogrammen durchführen.

Ab etwa 1983 rückte die Regionalisierung dann für etliche Jahre wieder in den Hintergrund; zwar sind die Sender im einzelnen noch mit dem Ausbau der technischen Infrastrukturen und der Entwicklung regionaler Programmangebote be-

schäftigt, aber als Thema verschwindet die Regionalisierung von der medien- bzw. rundfunkpolitischen Agenda weitgehend. Für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk rückt die Frage des Umgangs mit den neuen Wettbewerbsbedingungen in der sich nun kommerzialisierenden Medienlandschaft in den Vordergrund. Ursächlich verknüpft mit der Einführung des kommerziellen Rundfunks – genauer gesagt mit dem ideologischen Legitimationsdiskurs, mit dem die Einführung politisch begründet wurde (Stichwort: Kabelpilotprojekte und die Folgen) – verschieben sich die bezugsräumlichen Parameter der gesamten kommunikations- und medienpolitischen Debatte hin zum lokalen Raum. Was in den späten siebziger, frühen achtziger Jahren die Regionalisierung der Medien war, wird in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre die „Lokalkommunikation“.

Mit dieser Fokussierung des medienpolitischen Diskurses auf den lokalen Raum läuft die Debatte zunächst einmal am öffentlich-rechtlichen Rundfunk weitgehend vorbei; aufs Ganze gesehen blieb jedoch die alte Regel in Kraft, derzufolge sich der öffentlich-rechtliche Rundfunk aus den lokalen Kommunikationsräumen herauszuhalten habe, um nicht zu kollidieren mit den angestammten Interessenssphären der Zeitungsverleger. Diese „Rücksichtnahme“, die ursprünglich nur auf einer stillschweigenden Übereinkunft beruhte, wurde dann nach und nach in den meisten Landesmediengesetzen als explizites Beteiligungsverbot des öffentlich-rechtlichen Rundfunks an lokalen Medien festgeschrieben.

In der Folge dieser Entwicklungen ist der öffentlich-rechtliche Rundfunk in die Debatte um lokale Medien kaum noch involviert, gleichzeitig schreitet aber die Regionalisierung der öffentlich-rechtlichen Programme weiter voran: neue Landesstudios werden eingerichtet, schrittweise Programmstrukturen verändert, vor allem in den Dritten. Dies alles ist ein weitgehend fernsehinterner Vorgang, der keine größere medienpolitische Aufmerksamkeit mehr bindet oder von öffentlichen Auseinandersetzungen begleitet wäre. Im Laufe der neunziger Jahre kommt es dann im Sektor des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zu einer Neubelebung des Interesses am Regionalen, aber im Unterschied zu der Regionalisierungsdebatte der späten siebziger Jahre ist die Regionalität in den neunziger Jahren kein kommunikationspolitisches Thema mehr, das auf der medienpolitischen Bühne verhandelt wird, sondern in erster Linie ein wettbewerbsstrategisches Konzept.

Es waren im Wesentlichen zwei folgenreichere Entwicklungsstränge, die dem Thema Anfang der Neunziger einen neuen Antrieb verschafft haben. Der eine hängt mit der Wende und dem zügigen Aufbau einer stark regionalisierten Rundfunklandschaft in den neuen Bundesländern zusammen. Auf dem Hintergrund des extrem zentralistisch strukturierten Mediensystems der DDR war die Regionalisierung hier ein konstitutiver Aspekt der Demokratisierung der Medien, man könnte fast sagen, die Gratifikation schlechthin für die Abwicklung und Auflösung der alten. Nach dem Ausbau und der Inbetriebnahme der GfK-Messungen

in den neuen Bundesländern erwies sich dann ja sehr schnell und sehr nachhaltig, dass es den regionalen Veranstaltern gelungen war, binnen kurzem ein starkes Identifikationspotential zu entwickeln, während die nationalen öffentlich-rechtlichen Programme hier mit erheblichen Akzeptanz- und Imageproblemen zu kämpfen hatten. Diese Erfahrung brachte deutlicher als die älteren regionalbezogenen Publikumsstudien aus den frühen achtziger Jahren zu Bewusstsein, dass die Regionalisierung der Programme offenbar ein sehr effektiver Faktor der Publikumsbindung sein kann.

Das andere Faktorenbündel ergibt sich aus der Erfahrung der relativen Stabilität der Wettbewerbsposition der inzwischen stärker regionalisierten Dritten Programme in den alten Ländern. Während die nationalen Hauptprogramme in der verschärften Wettbewerbssituation von der Aufsplitterung und Umverteilung der Marktanteile stark betroffen waren, konnten die (meisten) Dritten ihren Marktanteil relativ stabil halten, bzw. zum Teil sogar ausbauen. Da sich die Dritten von den Hauptprogrammen aber in erster Linie durch ihre Regionalität unterscheiden und bis heute unterscheiden, war es naheliegend, darin eine Hauptursache für die vergleichsweise stabile Wettbewerbsposition zu sehen. Außerdem deutet vieles darauf hin, dass die internen Marktanteilsdifferenzen der Dritten untereinander ebenfalls mit dem unterschiedlichen Umgang mit Regionalität zu erklären sind. Die Sichtweise von der Regionalität als zentralem Faktor der Wettbewerbsstrategie der Dritten Programme dürfte also seither die dominierende und durchgängig etablierte Perspektive sein.

Im Rückblick betrachtet zeigt sich, dass der allgemeine rundfunkpolitische Paradigmenwechsel der achtziger Jahren, also der Wechsel von einem kulturellen zu einem wirtschaftsrechtlichen Begründungszusammenhang der Medienordnung, sich auch im Verlauf der Regionalisierungsdebatte wiederfindet. Er stellt sich hier dar als Perspektivwechsel von einer stark normativ orientierten kommunikationspolitischen Regionalisierungsdebatte in den späten siebziger Jahren hin zur primär wettbewerbsstrategisch motivierten Auseinandersetzung mit Regionalität in den Neunzigern.

Der erste Regionalisierungsschub im Fernsehen in den späten siebziger Jahren hatte den Charakter eines groß angelegten Reformprojekts, mit dem der öffentlich-rechtliche Rundfunk auf die gesellschaftspolitischen Herausforderungen der Zeit insgesamt reagierte oder glaubte, angemessen reagieren zu können. Anlass und Auslöser dieser Bewegung waren weniger unmittelbare Akzeptanzprobleme bestehender Programme als vielmehr eine thematisch breite Kritik gesellschaftlicher und politischer Defizite. Von denen war der Rundfunk legitimationskritisch mitbetroffen, und zwar vor allem durch die Vorwürfe einer allzu großen Staatsnähe, des Parteienproporz, des Zentralismus und der Bürgerferne. Die typischen Forderungen dieser im wesentlichen demokratietheoretisch argumentie-

renden Kritik jener Jahre lauteten auf mehr „Transparenz“, „Partizipation“, „Bürgerbeteiligung“, „Vermittlung von Nahraum-Kommunikation“ und „Gegenöffentlichkeit“.

Unterfüttert durch die Rezeption der politischen Regionalismusbewegungen in Europa, angeregt durch neue Formen alternativer Öffentlichkeiten, durch die Bürgerinitiativbewegung und durch neu formulierte Interessen an regionaler Kultur und regionaler Identität wurde „Regionalität“ in diesem Kontext zu einer Art demokratischem Hypersymbol, zu einem umfassenden, positiven Gegenbegriff für eine Vielzahl unterschiedlicher gesellschaftlicher und politischer Defizite, die als Konsequenzen von Zentralisierung, Bürokratisierung, zunehmender staatlicher Verregelung sowie ökonomisch-technologischer Subsumption von lebensweltlichen Zusammenhängen verstanden wurden. So formulierte der damalige SWF-Intendant Willibald Hilf: „Region bezeichnet quasi den Ort, wo solcher Widerstand gegen vermeintlich schicksalhafte Sachzwänge und die Unterdrückung individueller und sozialer Bedürfnisse sich regt und vor allem sich regen kann“. Oder einige Absätze weiter: „Wie der Überblick über den regionalistischen Trend gezeigt hat, geht es hier nicht ernstlich um eine stärkere Profilierung von Interessen einer regionalen Parteien-, Verbands- oder Honoratiorenöffentlichkeit, sondern um eine Art Gegenöffentlichkeit, die auch deshalb Aufmerksamkeit verdient, weil sie den Reflex einer bestehenden Staats- und Parteienverdrossenheit bildet.“¹

Das Neue an diesem Diskurs bestand vor allem darin, dass „Regionalität“ nun auf einmal mit einem semantischen Potential von „Eigensinn“ und „Widerständigkeit“ aufgeladen wurde, das u.a. auch dazu taugte, den Begriff des Regionalen gegen die traditionellen Assoziationen von „Provinzialität“, „Kirchturmspolitik“ und „Spießigkeit“ abzugrenzen; Vorwürfe, mit denen die Regionalsendungen des Rundfunks bis dahin ja ebenso konfrontiert waren wie die als stark defizitär empfundene Lokalberichterstattung in der Presse.² Kommunikationspolitischen Charakter hatte die Regionalisierungsdebatte in dieser Phase insbesondere insofern, als es um die Leistungen des *Rundfunks als Kommunikationsmedium* ging, um eine Leistung im Sinne von „Vermittlung“ und „Herstellung von politischer Öffentlichkeit“, wobei der Zuschauer weniger als „Konsument“ denn als „Bürger“ konzipiert war, der in seinen bürgerschaftlichen Belangen angesprochen und bedient werden sollte. So schrieb z.B. Hermann Bausinger in einem prominenten Text der Regionalisierungsdebatte jener Zeit: „Der Regionalismus ist ein Symptom dafür, dass der fortschreitenden Entmündigung Widerstand entgegengesetzt wird, dass sich der Bürger nicht nur Sachzwängen ausgeliefert sehen will,

¹ Willibald Hilf: Regionalität als Programmauftrag. In: Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte 1977, Jg. 4, S. 8-21.

² Hans-Dieter Kübler: Unterhaltung und Information im Fernsehen. Dargestellt am Beispiel der Abendschau Baden-Württemberg. Tübingen 1975.

dass er vielmehr mitbestimmen, mitentscheiden will. [...] Die Massenmedien [haben] den Auftrag, den bürgerschaftlichen Willen zum Mitreden und Mitmachen zu stärken und nötige Informationen zur Verfügung zu stellen. Anders gesagt, es geht um eine Intensivierung der politischen Kultur.“³

Natürlich gilt es, zu unterscheiden zwischen der sehr programmatisch geführten Regionalisierungs*debatte* und der Umsetzung in die kleineren Münzen der konkreten Strukturreformen und praktischen Programm*arbeit*. Diese Umsetzung bewegte sich damals in einem Spagat zwischen den Motiven und Zielvorstellungen des programmatischen Diskurses der Regionalisierung einerseits und andererseits handfesteren Interessen aus dem Raum der institutionellen Politik.

Die Programmstruktur-Reformen mit dem dazu erforderlichen Ausbau der technischen Infrastruktur konnten durchweg ohne allzu große Widerstände durchgesetzt werden, weil die Regionalisierung schließlich auch den parteipolitischen Begehrlichkeiten und den landespolitischen Interessen nach vermehrter medialer Repräsentanz entgegenkam. Dagegen war die praktische Programm*arbeit*, so weit sie die traditionellen Formen der Regionalberichterstattung versuchte aufzubrechen und programmatische Aspekte der Debatte zu realisieren, mit einer aus heutiger Sicht geradezu hysterischen „Ausgewogenheitsdebatte“ konfrontiert, die alles skandalisierte, was nicht den gewohnten Ritualen politischer Berichterstattung entsprach. In diesem Zusammenhang sei erinnert an die politischen Auseinandersetzungen um die Sendereihe „Vor Ort“, die dadurch einen quasi paradigmatischen Charakter für das neue Regionalitätsverständnis erhielt.

In der Folge dieses Spagats zwischen demokratietheoretischer Programmatik und den medienpolitischen Interessen von Landespolitik und Parteien kam es zwar zu einer beträchtlichen quantitativen Ausweitung regionaler Anteile in den Programmen, aber auf der Ebene der Programminhalte und des journalistischen Umgangs mit Regionalität war der Wandel dann weit weniger gravierend, salopp gesagt: Von den programmatischen Ansprüchen in Bezug auf „Transparenz“ und „Gegenöffentlichkeit“ blieb letztlich nicht allzu viel übrig.

Eine wesentliche Voraussetzung für die Aufwertung des Regionalen lag in der damals gängigen und heute immer noch lebendigen Idee einer quasi naturwüchsigen Relevanz- und Interessen-Hierarchie in den Dimensionen von Nähe und Distanz. Also „lokal schlägt regional, regional schlägt national“ usw. Ein Satz wie etwa „der Bürgerprotest gegen eine Müllverbrennungsanlage in der Nachbargemeinde sei ggf. relevanter und interessiere die Menschen mehr als der Sturz eines Diktators in Südamerika“ findet sich in diesen Jahren in nahezu jeder Rede über Regionalisierung.

³ Hermann Bausinger: Vermittlung der Nahwelt? Zur Funktion der Regionalprogramme. In: epd Kirche und Rundfunk 75/1977, S. 1-5.

Doch dieser als selbstverständlich unterstellte Konnex von Regionalität = Nähe = Relevanz = Interesse war mit den Mitteln der Fernsehforschung empirisch zunächst kaum zu verifizieren. Im Gegenteil: sowohl die Nutzungsdaten wie auch verschiedene Publikumsbefragungen wiesen bis zum Ende der siebziger auf ein eher schwaches Publikumsinteresse an regionalen Programmangeboten im Fernsehen hin.⁴ Erst mit dem Ausbau der Programmangebote verbesserte sich nach und nach dann auch die Zuschauerakzeptanz der Regionalsendungen.⁵

In dem Maße, wie aus dem *Projekt* „Regionalisierung“ alltägliche *Programmrealität* wurde, verebbte die *Regionalisierungsdebatte* im Sinne eines großen rundfunkpolitischen Themas. Angesichts einer inzwischen etablierten Praxis war der diesbezügliche Begründungs- und Legitimationsdruck weitgehend weggefallen und der parallel verlaufende allgemeine gesellschaftspolitische Klimawechsel trug wesentlich mit dazu bei, dass die zentralen programmatischen Topoi der Regionalisierungsdebatte der späten siebziger Jahre nun als unzeitgemäße, ideologische Begriffe ad acta gelegt wurden.

Wenn später in den achtziger Jahren noch von den Zielen und Zwecken der Regionalisierung die Rede war, dann nicht mehr in einem *kommunikationspolitischen* Kontext, sondern in einer sich zunehmend konkretisierenden *wettbewerbsstrategischen* Perspektive, in der sich auch für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk die Frage des Nutzungsumfangs und der Publikumsakzeptanz in den Vordergrund schob.

In vollem Umfang etablierte sich diese wettbewerbsorientierte Perspektive in der Diskussion des Regionalen allerdings, wie gesagt, erst mit Beginn der neunziger Jahre im Zuge einer nun ganz anders motivierten Neubelebung des Interesse an der Regionalisierung. Soweit ein kurzer Rückblick auf die Debattengeschichte, an den ich im Folgenden nun einige grundsätzlichere Überlegungen zum Begriff des Regionalen anschließen möchte.

Man glaubt zu wissen, was gemeint ist – Anmerkungen zur Konturschwäche des rundfunkpolitischen Regionalitäts-Begriffs

Ein durchgängiges Merkmal der gesamten jüngeren Geschichte der Rundfunk-Regionalisierung ist eine systematische Vermittlungslücke zwischen dem programmatischen und theoretischen Regionalisierungsdiskurs einerseits und der

⁴ Michael Buß: Die Bedeutung von Regionalstudien am Beispiel von Untersuchungen des Süddeutschen Rundfunks 1974/75. In: *Media Perspektiven* 10/1976, S. 481-488.

⁵ Michael Buß: Regionale Medien und Bürgerinteressen. In: *Media Perspektiven* 12/1979, S. 811-818.

rundfunkpolitischen und programmlichen Praxis andererseits. Auf der einen Ebene finden wir zahlreiche Ansätze und Bemühungen um eine theoretische Konzeptualisierung von Regionalität und wechselnde Versuche einer definitiven Begriffsklärung,⁶ auf der anderen Ebene haben wir eine Praxis, die sich um theoretische Konzepte und eindeutige Begriffe wenig schert, sondern auf der Basis struktureller Gegebenheiten stets pragmatisch verfährt.

Deshalb gehen wir nach wie vor mit einem rundfunkbezogenen Regionalitätsbegriff um, der gleichzeitig unterschiedliche räumliche Dimension und unterschiedliche programmliche Praktiken subsumiert. So wird beispielsweise Region alltagssprachlich meist als eine räumliche Einheit verstanden, die zwischen der kleineren Einheit des Lokalen und der größeren von Bundesländern dimensioniert gedacht wird, programmpraktisch werden aber sowohl landesweite, sendegebietsweite wie zunehmend auch lokal bezogene Programmangebote als „Regionalprogramme“ titulierte.

Diese Pluralität unterschiedlicher und alle theoretischen Abgrenzungen ignorierender Regionalbegriffe ist natürlich erklärbar aus historisch-politischen Gegebenheiten und den unterschiedlichen strukturellen Voraussetzungen der verschiedenen Landesrundfunkanstalten, sie trägt aber letztlich auch dazu bei, dass dem Umgang mit dem Begriff des Regionalen immer wieder eine gewisse Beliebigkeit anhaftet.

Region als Raumkategorie – zum Problem der Dimensionierung

Als Raumkategorie ist der Begriff „Region“ keine objektive empirische Realität, sondern wie Raum überhaupt eine (apriorische) „Anschauungsform“ des Denkens, deren Ausdehnung oder Begrenzung immer durch andere, inhaltliche Bezüge konstruiert wird. Anders ausgedrückt: Die Dimensionierung einer Raumkategorie ist stets eine Frage der Wahl der inhaltlichen Perspektiven. Bei vielen Raumkategorien, mit denen wir umgehen, fällt es uns einigermaßen leicht, ihre jeweilige Ausdehnung als empirische Realität zu identifizieren, weil wir zur Abgrenzung nur eine oder wenige Variablen verwenden.

⁶ Lutz Roehmheld/Regine Roehmheld/Gerd Rojahn: Der Begriff der Region im Spannungsfeld zwischen Regionalwissenschaft und Regionalpolitik: Versuch der Problematisierung eines ambivalenten Begriffs. In: Kurt Duwe (Hrsg.): Regionalismus in Europa: Beiträge über kulturelle und sozio-ökonomische Hintergründe des politischen Regionalismus. Frankfurt 1987, S. 723-786; Rolf Lindner (Hrsg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt/New York 1994; Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) (Hrsg.): Lebensstil und Raumerleben: Zur Analyse und Empirie von Strukturveränderungen in der sozialen Raumerfahrung (Beiträge des IRS, Nr. 8). Berlin 1995; Hermann Bausinger: Zur Identität der Baden-Württemberger. Kulturelle Raumstruktur und Kommunikation in Baden-Württemberg (Südfunkhefte, Nr. 23). Stuttgart 1996.

Demgegenüber liegt der spezifische Reiz, wenn nicht gar der Sinn beim Begriff des Regionalen gerade in einer großen Vielfalt möglicher Perspektiven und Bezüge, sozusagen in einer konstitutiven Überkomplexität, die wir uns gleichwohl als Einheit vorstellen (möchten). Zwar kann jeder einzelne Faktorenkomplex, der zum Konstrukt „Region“ beiträgt – sozial, politisch, wirtschaftlich, kulturell, linguistisch usw. – jeweils für sich räumlich mehr oder weniger eindeutig dimensioniert werden. Aber das Problem liegt darin, dass die räumlichen Ausdehnungen dieser verschiedenen Faktorenkomplexe so gut wie nie deckungsgleich sind. Der politische Raum ist anders zugeschnitten als der kulturelle, der wirtschaftliche anders dimensioniert als der linguistische etc. Deswegen sind eindimensionale und überschaubar abgegrenzte Räume wie etwa Sendgebiete oder Bundesländer oder Verwaltungsbezirke selten identisch mit Regionen.

Man könnte sich dieses komplexe Regionalitäts-Konstrukt, wie Hermann Bausinger einmal vorgeschlagen hat, bildlich vielleicht vorstellen als konzentrische Schichtung von unterschiedlich großen Scheiben. Mit anderen Worten: Sobald wir uns „Region“ als vieldimensional definierte, komplexe Einheit vorstellen, verliert die räumliche Dimensionierung ihre Schärfe, wird Region zwangsläufig wieder zu einem diffusen, offenen, nicht eindeutig abgrenzbaren Raumkonstrukt. Auf der Ebene der (programmatischen) Regionalisierungsdiskussion der siebziger und achtziger Jahre zeigt sich das Problem dieser eigentümlichen Konturschwäche des regionalen Raums in einer weitgehenden Vermeidung jeder konkreten bezugsräumlichen Definition von Regionalität oder Regionen.

In der Praxis des Rundfunks löst sich dieses Problem, indem dezisionistisch verfahren wird, also willkürliche Raumabgrenzungen vorgenommen werden, die eigentlich nichts mit Regionen zu tun haben, sondern im günstigen Fall nur so etwas wie eine Region medial konstituieren, genauso wie z.B. die Regionalpresse schon immer Regionen durch den Zuschnitt ihrer Verbreitungsgebiete erzeugt hat.

Regionalität als Merkmal von Medienrealität

In der Praxis des Rundfunks wurde Regionalisierung durch Ressortierung realisiert, also durch Zuweisung einer festen journalistischen Zuständigkeit für einen bestimmten Beobachtungsraum und einen bestimmten Sendeplatz, was sich wiederum auf der Ebene der programmlichen Produkte als Programmkategorie verselbständigte. Auf allen Ebenen der Diskussion über Regionalisierung wird noch bis weit in die neunziger Jahre hinein als Selbstverständlichkeit unterstellt, dass die Regionalmagazine des Fernsehens (oder entsprechende Formate des Hörfunks) die wesentliche, wenn nicht die einzige Erscheinungsform von Regionalität im Programm sei. Sofern andere Erscheinungsformen überhaupt zu Be-

wusstsein kamen, wurden sie meist als Marginalien abgehakt. Diese „Ressortierung“ mit starrem Blick auf die Programmkategorie kollidiert aber notwendigerweise mit den immer wieder vorgenommenen programmatischen Begründungen einer Regionalisierung, die auf Funktions- und Bedeutungszuschreibungen hinauslaufen. Das Regionale als „Ressort“ ist ein problematisches oder zumindest sehr eigentümliches Konstrukt, weil es weder über einen bestimmten thematischen Bereich noch über eine bestimmte kommunikative Funktion definiert werden kann, sondern so etwas wie ein „Universalressort“ sein soll, begrenzt lediglich durch eine willkürliche Vorgabe eines Bezugsraums.

Theoretisch kann und soll das Ressort „Regionales“ weder eine thematisch-inhaltliche Begrenzung aufweisen – es soll sich um alles kümmern – noch eine eindeutige kommunikative Funktion erfüllen. Dabei wird „Information“ allerdings durchweg unausgesprochen als die prioritäre Funktion unterstellt. Was also ist dann regional?

Der einfachste Konsens lautet: „Regional ist das, was in der Region stattfindet“. Aber da dies allein noch keine hinreichende Bedingung sein kann, schließt der Konsens noch ein „...und mehr“ mit ein. Doch worin dieses „surplus“ besteht, entzieht sich dann offenbar der Möglichkeit einer eindeutigen Definition und liefert statt dessen Anlass, das Regionale mit unterschiedlichen Gegenstands- und Bedeutungszuschreibungen aufzuladen, die ihrerseits aus den Konjunkturen anderer Diskurse (politischer, kultureller etc.) inspiriert sind. In der programmatischen Regionalisierungsdebatte der siebziger Jahre gibt es so gut wie keine operationalisierbaren, gegenstandsbezogenen Abgrenzungen dessen, was das Regionale im Programm ausmachen soll, sondern entscheidend sind hier qualitative Vorstellungen, die wiederum auf allgemeine Funktionszuschreibungen bezogen sind und deshalb im Extremfall das gesamte Programm mit einbeziehen. So z.B. Willibald Hilf: „Regional ist auch das Zum-Ausdruck-bringen unseres *geistigen Standorts*“⁷ – frei übersetzt in die neunziger Jahre könnte man dann vielleicht sagen: Regionalität äußert sich auch im Design der „corporate identity“.

Wenn „das, was sich in der Region ereignet“ als entscheidendes Kriterium dienen soll, muss als Mindestbedingung noch ein Adressatenbezug mitgedacht werden, also ein „...und was für die Menschen dieser Region von Interesse ist.“ Da das Regionale aber, wie Winfried B. Lerg schon zu bedenken gab, kein echtes Zielgruppenprogramm sein kann⁸ – was wäre das Gemeinsame eines Regionalpublikums? – verführt der Adressatenbezug seinerseits wieder zu einer völlig unbestimmbaren thematischen Entgrenzung. Ein viel zitiertes Credo der Regionalprogramm-Macher wurde ein Satz von Dieter Thoma: „Regional ist nicht nur

⁷ Hilf: Regionalität (wie Anm. 1).

⁸ Winfried B. Lerg: Regionalität als Programmauftrag. Thesen zur Topologie des Rundfunks. In: Rundfunk und Fernsehen Jg. 30, 1/1982, S. 14-21.

das, was in der Region geschieht, sondern das, was für die Bürger der Region wichtig ist.“⁹ Die Berichterstattung über die Tschernobylkatastrophe war diesem Verständnis zufolge dann ein exemplarischer Fall von Regionalberichterstattung.

Das weist zwar auf die Notwendigkeit hin, neben dem Ereignisort immer auch den Bezugsraum eines Ereignisses in Betracht ziehen zu müssen, impliziert aber letzten Endes eine weitgehende Entgrenzung des Regionalitätsbegriffs als Merkmal von Medienrealität.

Ein weiterer Begriff, der im Selbstverständnis der Regionaljournalisten auch eine wichtige Rolle spielt, ist die „Bürgernähe“. Das kann – wie im alten programmatischen Kontext – als Gegenbegriff gemeint sein zu einem auf staatliche Perspektiven oder organisierte Interessen fixierten Journalismus. Er lässt sich aber ebenso gut auch über formale Distanzkategorien operationalisieren, und dann wird der Bericht über Verbrechen „vor der Haustür“ zu einem Fall von „bürger-naher“ Information, während politische Themen, weil sie im fernen Bonn, Berlin oder in Brüssel verhandelt werden, „Bürgerferne“ indizieren. Entsprechende Argumentationsfiguren finden sich z.B. häufiger in den von Landesmedienanstalten beauftragten Untersuchungen über die programmlichen Leistungen von kommerziellen Regionalsendungen.¹⁰

Regionalität als kommunikative Funktion

In der gesamten rundfunkpolitischen Literatur wird Regionalität in den Medien unausgesprochen oder manchmal auch explizit mit „Information“ gleichgesetzt – Regionalität im Programm ist demzufolge die Information aus der Region über die Region für die Region. Auch weitergehende Funktionszuschreibungen, seien sie nun politisch programmatischer Natur (z.B. „Nahraum-Kommunikation“) oder wie etwa der Versuch, regionale Kommunikations*bedürfnisse* zu ermitteln,¹¹ waren stets funktional fixiert auf „Information“ bzw. Informationsleistungen.

⁹ Dieter Thoma: Aufbruch in die Nahwelt. In: Walter Först (Hrsg.): Rundfunk in der Region. Probleme und Möglichkeiten des Regionalen (Annalen des Westdeutschen Rundfunks. Bd. 6). Köln 1984, S. 355.

¹⁰ Z.B. Hans-Bernd Brosius: Die Informationsleistungen privater Regionalfenster: Eine Analyse von RTL-Hessen-Live und SAT.1 Regionalreport Rheinland-Pfalz. Eine Untersuchung des Medieninstituts Ludwigshafen im Auftrag der Hessischen Landesanstalt für privaten Rundfunk. München 1996.

¹¹ Siehe Will Teichert: Region als Bedarfskategorie. Zur Bedeutung und Karriere eines medienpolitischen Konzepts. In: Rundfunk und Fernsehen 1979, Nr.2/3, S.184-202; derselbe: Regionale Information („Südwestfunkstudie“), in: Media Perspektiven 3/1981, S. 204-223.

Dass wir mit einer solchen traditionellen Fixierung und Beschränkung des Regionalen heute an den Programmrealitäten vorbei denken würden, liegt auf der Hand. Um dies zu sehen, genügt ein Blick in die Programme oder ein Überdenken der Rangfolgen von Themenpräferenzen, die Zuschauer in Befragungen immer wieder zu Protokoll geben.¹² Regionalität tritt nicht nur in einem vielfältigen Spektrum unterschiedlicher Erscheinungsformen in unterschiedlichen Sendungsformen auf, sondern steht offensichtlich auch – abhängig vom Kontext – im Zusammenhang mit verschiedenen kommunikativen Funktionen.

Erscheinungsformen von Regionalität und regionalen Bezügen in Fernsehprogrammen

Verstehen wir Regionalität zunächst nur allgemein als Raumbezug, dann impliziert natürlich jede Fernsehsendung, jedes mediale Produkt mehr oder minder umfangreiche Zeichenkomplexe, die auf Regionales verweisen. Aber je nach Kontext ist das relevant oder nicht, ist es ein konstitutives Element des Kommunikats oder eine zufällige, nicht vermeidbare Randbedingung. Wenn man also einmal versucht, die unterschiedlichen Erscheinungsformen von möglichen Regionalbezügen in Fernsehsendungen zu systematisieren, dann lassen sich mindestens vier Grundmodalitäten unterscheiden, die ich im Folgenden mit den Begriffen „Irrelevanz“, „das konkrete Andere“, „Inszenierung“ und „Nahraumbezug“ überschreibe.

Erstens: Ein häufiger Grundmodus der Erscheinungsform von Regionalität in Fernsehsendungen ist der der *Irrelevanz*: In diesem Fall sind regionale Bezüge lediglich als *zwangsläufige Randbedingung* gegeben, also inhaltlich nicht konstitutiv und für den kommunizierten Kontext ohne Bedeutung. Das betrifft zahlreiche Genres: So z.B. die meisten Talkshows oder Gesprächssendungen, die man der Diskurskultur zurechnen könnte. Sie bewegen sich auf einem Abstraktionsniveau, bei dem Regionales selten eine Rolle spielt – dies gilt für Angebote im Bereich der Mainstream-Unterhaltungskultur und für die Pop-Kultur, weil es hier ja gerade auf die Generalisierbarkeit ankommt. Es gilt sicher für die meisten Wissenschafts- und Techniksendungen und für einen großen Teil der Fiction. Mit anderen Worten, es gibt eine Reihe von Programmbestandteilen, die sozusagen regionalisierungsresistent sind. Regionale Bezüge sind hier nur eine zwangsläufige Randbedingungen, die sich ggf. zufällig aus Merkmalen von Produktionsstandorten und den beteiligten Akteuren ergeben, aber im Prinzip vollkommen austauschbar bleiben.

¹² So z.B. auch in einer der jüngsten Regionalstudien, der Studie „KomRegio“ des medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest: Erste Befunde aus „KomRegio“. Medien in der Region – Angebot, Nutzung und Zukunftsperspektiven. Ludwigshafen 1999.

Zweitens: *Regionalität als das konkrete Andere*. Dieser Modus stellt den umgekehrten Fall dar: Die regionalen Bezüge sind keineswegs nur zufällige Randbedingungen, sondern unmittelbar konstitutive Aspekte des Themas von Sendungen, aber die bezugsräumliche Dimension des Regionalen steht hier nicht als Referenz fürs Bekannte, Eigene, für den eigenen Lebensraum, sondern bildet im Gegenteil die Voraussetzung für die Wahrnehmung des Fremden, für den Blick auf das konkrete Andere – das spielt eine große Rolle im Programmbereich der Information/Bildung, des kulturellen Features und vor allem auch in Reportagen sowie Dokumentationen, die sich auf ferne Weltgegenden einlassen, etwa solche Sendereihen wie „Inseln“, „Teleglobus“, „Geheimnisvolle Welt“ oder „Blickpunkt Europa“ u.ä.: also ein Angebotssegment, das in den Dritten Programmen eine wichtige Rolle spielt.

Selbstverständlich sind *Irrelevanz* und *Das konkrete Andere* Erscheinungsformen von Regionalität, die wir üblicherweise *nicht* meinen, wenn von regionalen Bezügen im Programm oder von Regionalisierung die Rede ist. Ich füge dies dennoch in diesem Zusammenhang ein, weil es mir angebracht scheint, daran zu erinnern, dass die Regionalisierung von Fernsehprogrammen nicht unbegrenzt vorangetrieben werden kann. Ein Regionalprogramm wird nie vollständig in allen seinen Bestandteilen ein regionales Programm sein können – oder es würde in radikaler Weise provinziell. Solange die Dritten der ARD als Vollprogramme konzipiert sind, sind Angebotskategorien nötig, die nicht regionalisierbar sind und das sind durchaus wichtige, für die Dritten bisher ja noch profilprägende Angebotsformen.

Drittens: *Inszenierte Regionalität*: Hierbei handelt es sich um Erscheinungsformen des Regionalen, in denen regionale Bezüge entweder Bestandteil oder Objekt einer Inszenierung sind. Das taucht im wesentlichen in zwei Grundvarianten auf. Zum einen in der Inszenierung fiktionaler Medienwirklichkeit und zum andern als Inszenierung von symbolischer Regionalität – oder besser gesagt von Regionalismus in nonfiktionalen Kontexten.

Die Inszenierung regionaler Bezüge in fiktionalen Produktionen ist zunächst eine Notwendigkeit der Realitätsillusionierung. Sie kann als Beiläufigkeit behandelt oder auch dramaturgisch oder programmstrategisch gezielt genutzt werden. Referentielle Bezüge auf reale Regionen sind offenkundig ein Gestaltungselement, das Faszination erzeugt, Interesse bindet und Akzeptanz verstärkt. Ein klassisches Beispiele wäre die „Tatort“-Reihe, aber darüber hinaus gibt es zahlreiche weitere Serien mit regionalem Kolorit, wobei offenbar die Formen besonders effektiv sind, in denen eine Region nicht nur als Kulisse erscheint, sondern auch thematisch in die fiktionalen Konstruktion eingewoben wird.

Das Aufscheinen regionaler Bezüge in fiktionalen Kontexten spielt seit einiger Zeit sicher eine wachsende Rolle, u.a. schon deshalb, weil bestimmte Richtlinien der Filmförderung und die Standortpolitik von Ländern und Gemeinden eine verstärkte Repräsentanz von Regionalem zur Folge haben. Aber dieses Terrain ist bisher noch wenig problematisiert, jedenfalls kaum diskutiert im Zusammenhang mit Erscheinungsformen und Funktionen von Regionalität in Fernsehprogrammen. Vor nicht allzu langer Zeit avancierte die Regionalität in der Fiktion zwar schon einmal zum Kongressthema, aber soweit ich sehe, wurde es dort hauptsächlich unter ökonomischen Aspekten verhandelt – von der Standortförderung bis hin zur Frage eines Regulierungsbedarfs, der in manchen Gemeinden durch deren übermäßige Nutzung als Drehort entsteht.¹³

Die Inszenierung von symbolischem Regionalismus ist dagegen vor allem im Bereich der nonfiktionalen Unterhaltung – hier insbesondere in der volkstümlichen Unterhaltungskultur – zu beobachten. Kulisse, Kostüme, Requisite, und nicht zuletzt die Verwendung von Dialekten werden hier eingesetzt, um ein emotionales Klima von Nähe, Traditionsbindung und „Heimatverbundenheit“ zu schaffen. Dabei gibt es in diesem Rahmen seltener konkrete Bezüge auf bestimmte Regionen mit bestimmten Ereignisorten etc., sondern der Regionalismus bedient sich hier symbolischer Formen und ist eine Funktion der Romantisierung und Idyllisierung ländlicher Lebenswelten, oft auch eine Chiffre für ein provinzielles „Wir sind unter uns“.

Viertens: *Regionalität als Nahraumbezug* schließlich ist dann die Erscheinungsform von Regionalbezügen, die wir üblicherweise meinen, wenn wir von Regionalität in Medien reden. „Nahraumbezug“ heißt die gezielte Wahrnehmung und Beobachtung des näheren Lebensraums oder vom Kommunikat her gesehen der referentielle Bezug auf einen mehr oder weniger eindeutig definierten Beobachtungsraum, wobei sich die Beobachter – die betreffenden Medien – und die Rezipienten gleichermaßen als Teil dieses Raums verstehen. Das findet sich in der expliziten Regionalberichterstattung, sei es in der Form der regionalen Nachrichtensendungen, in Regionalmagazinen und in regionalen themenspezifischen Magazinen, die in ressortierter Form über die Politik, den Sport, die Wirtschaft, die Kultur etc. in der bestimmten eigenen Region berichten. Also im wesentlichen die Berichterstattung über alle möglichen Lebenswelten aus einem bestimmten begrenzten Bezugsraum heraus für diesen Raum selbst. Regionale Bezüge sind dann operationalisierbar anhand der Ereignisorte dessen, worüber berichtet wird, anhand der Verortung von Akteuren und anhand der Bezugsräume oder der Geltungsräume der berichteten Ereignisse und Tatbestände. Die regionalen Bezüge sind in diesem Kontext zwar konstitutiv, nicht austauschbar –

¹³ siehe „Tatort Bad Tölz! Die Region im Fernsehen zwischen Identifikation und Standortpolitik“. Special des Adolf-Grimme-Instituts am 16. Juni 1999 im Rahmen des Medienforums NRW. Köln 1999.

aber nicht unbedingt thematisch wie bei dem Blick auf das konkrete Andere, vielmehr funktionieren sie hier im Sinne einer vorausgesetzten Wahrnehmungs- und Wirklichkeitsbegrenzung. Anders formuliert: sie sind nicht unbedingt Teil des Themas, transportieren aber eine Relevanzbehauptung und definieren vor allem den Interpretationsrahmen.

Dieser Modus findet sich, wie gesagt, im wesentlichen in der aktuellen Information und in den expliziten Regionalmagazinen. Aber darüber hinaus gibt es im Informationssektor auch noch Varianten indirekter regionaler Referenzen, die hauptsächlich emotionale Aspekte kommunizieren. Zu beobachten ist das besonders häufig in den Ratgeber- und Service-Sendungen. Hier sind es überwiegend die Akteure, die Kulissen und die sprachliche Ebene, die eine regionale Zugehörigkeit signalisieren, ohne dass dies inhaltlich in irgendeiner Weise relevant wäre, seltener sind es aber auch die Themen selbst, die bestimmte regionale Bindungen aufweisen – in den zahlreichen Koch-Sendungen konkretisiert sich das zum Beispiel bis in die Auswahl der Rezepte hinein.

Wenn man die Erscheinungsformen von Regionalität in Fernsehprogrammen also nicht nur auf die Programmkategorie der expliziten Regionalsendungen beschränkt, dann bewegt sich das Programmpotential, das regionale Bezüge und regionale Färbungen enthält, bei den Dritten Programmen der ARD derzeit in einer Größenordnung zwischen der Hälfte bis zwei Drittel der jeweiligen Gesamtsendezeit. Exakt beziffern lässt sich dies allerdings für die Gesamtheit aller Dritten noch nicht, weil es vorläufig keine diesbezüglich vergleichenden Programmanalysen gibt, die alle Dritten Programme berücksichtigt.

Bei einigen Sendern gibt es gegenwärtig wieder einen neuerlichen Regionalisierungsschub, und ich bin sicher, dass dies noch nicht den Endpunkt der Regionalisierung als bevorzugte Programmstrategie markiert. Deshalb erlaube ich mir, hier an dieser Stelle noch ein wenig Skepsis zu verbreiten.

Die Einschätzung, die Regionalisierung sei ein hervorragendes Instrument zur Stärkung der Wettbewerbspositionen, rekuriert auf die relativen Marktanteilserfolge der Dritten. Dabei wird angenommen, dass es in erster Linie die regionale Information sei, der sich diese Akzeptanz verdankt, also weitere Verbesserungen dadurch zu erzielen seien, dass das Angebot an regionaler Information erweitert wird. Das ist z.Zt. offenbar in allen Landesrundfunkanstalten der vorherrschende Konsens und gängige Begründung dafür, noch mehr Programmplätze für zusätzliche Regionalberichterstattung freizuräumen. Ich bezweifle jedoch, dass dieser Zusammenhang zwischen Regionalinformation und Zuschauerinteresse/Akzeptanz tatsächlich in der Weise besteht, wie unterstellt wird.

Dagegen sprechen mindestens vier Faktorenbündel, die ich nur noch kurz andeuten möchte:

1. Die überdurchschnittliche Nutzung der regionalen Information in den Dritten (explizit in den Regionalblöcken zwischen 18.00 und 20.00 Uhr) geht im Wesentlichen auf Zielgruppen zurück (Merkmale: primär Alter 50 plus und sekundär auch höhere formale Bildung), für die seit jeher eine überdurchschnittlich hohe Informationsnutzung charakteristisch ist. Ob bei diesen Nutzern der Regionalinformation in den Dritten tatsächlich die regionalen Bezüge für eine besondere Akzeptanz sorgen oder das generelle Informationsinteresse dieser Zuschauergruppen, ist eine offene Frage, die meines Wissens bisher nicht eindeutig beantwortet worden ist. Die bekannten Regionalstudien geben das jedenfalls nicht her.
2. Diejenigen Dritten, die besonders hohe Marktanteile erzielen, (z.B. N3, B3 oder MDR) haben teilweise geringere Anteile an expliziter Regionalinformation als andere Dritte, die am unteren Ende in der Verteilung der Marktanteile rangieren. Sie haben aber statt dessen (neben höheren Fiction-Anteilen) vor allem höhere Programmanteile mit inszenierter Regionalität, mit Regionalbezügen im Sinne sekundärer Randbedingungen und regionalen „Einfärbungen“ in Unterhaltungs- und Infotainmentangeboten. Das legt die Hypothese nahe, dass es nicht in erster Linie die regionale Information im engeren Sinne ist, die Zuschauer bindet, sondern eher die sekundäre regionale „Einfärbung“ quer durch die Genres und die Funktionstypen innerhalb des gesamten Programmangebots.
3. Vergleichende Untersuchungen von parallelen landesspezifischen Versionen gleicher Regionalmagazine zeigen, dass offenbar „professioneller“ anmutende und „moderner“ gestaltete Magazine mit höheren Anteilen an aktueller Information weniger erfolgreich sind, als die „provinzieller“ wirkenden und aktualitätsärmeren Varianten mit einer deutlicheren Human-Interest-Orientierung.
4. Die in diesem Zusammenhang immer wieder bemühte Nähe-Distanz-Argumentation (das Publikumsinteresse nimmt bei wachsender Nähe zu und umgekehrt) übersieht häufig, dass die Raumwahrnehmung ja durchaus kein Kontinuum darstellt, sondern im Gegenteil von zahlreichen Brüchen durchsetzt wird, teilweise historisch bedingte und oft auch mental/folkloristisch geradezu gepflegte Brüche wie z.B. Animositäten, Vorurteils- und Klischeebildungen zwischen Nachbargemeinden, kurzum Brüche, die zur Folge haben, dass wir uns nach dem Interessenvorrang des lokalen Raums häufig eben nicht als nächstes für den angrenzenden regionalen Raum interessieren, sondern das Überregionale erheblich mehr Interesse bindet als die nächste Nachbarschaft in der eigenen Region.